

In der Kleinstadt vor 60 Jahren

Von Otto Feucht

Bald werden es 60 Jahre; es war also noch lange, ehe „die gute alte Zeit“ im August 1914 zu Ende ging. Meine erste Zeit als „Referendär II. Klasse“, wie der Referendar damals bei uns noch hieß, verbrachte ich in einer Oberamtsstadt am Fuße der Alb. Der Dienst, von dem hier nicht weiter die Rede sein soll, war anregend und erfreulich, das außerdienstliche, das gesellschaftliche Leben überaus lebendig und abwechslungsreich. Es gab eine Museums-gesellschaft mit Lesezimmer und Bibliothek, es gab Verkehr in Familien, es gab Vorträge und Konzerte, es gab einen Kegelabend und sogar samstags eine „Flädlesfrühmesse“ in einem „Bäckenwirtschäftle“. Zum Mittagstisch saßen die ledigen Beamten oben an der langen Tafel im ersten Gasthof, zusammen mit den Tagesgästen; wir zahlten eine Mark für täglich 5 Gänge, je mit Braten, Fisch und Geflügel, Tag für Tag, zwischen Suppe und Nachtisch. Ein Faschachtsabend vereinigte alles zum Tanz, eingeleitet durch einen Einakter voll örtlicher Anzüglichkeiten, den ich selbst verfaßt hatte. Und im Sommer gründeten wir sogar einen Tennisverein, mit Hilfe der Stadt, die den Platz erstellte. Wir waren nur vier Herren, aber gegen 20 Damen, kaum eine davon jünger als wir, und spielten zweimal täglich, morgens von 6 bis 7, und ebenso abends ab 6 Uhr, so gut wir es eben verstanden; es fehlte uns ja jedes Vorbild. Als auch die jüngeren Damen Lust zum Spiel bekamen, ohne Herren, da fiel das Vertrauen der Eltern auf mich, und ich durfte die Jugend anleiten, bis sie sich so weit glaubte, um allein weiterspielen zu können.

Im Herbst ging meine Zeit zu Ende; ich kam in den entgegengesetzten Teil unseres Landes im Nordosten, auch wieder in eine Oberamtsstadt, in der alle Bezirksbehörden, wie man damals sagte, beisammen waren: Oberamt, Kameralamt, Amtsgericht, Dekanat usw., also für das gesellschaftliche Leben, von dem auch hier nur gesprochen werden soll, die nämlichen

Voraussetzungen wie am alten Platz! Aber welch ein Unterschied! Beim Mittagstisch der ledigen Beamten, der keinen Vergleich mit dem vorherigen aushalten konnte, ward mir die erste Belehrung für die unmittelbar bevorstehende Herbstfeier der Honoratioren-gesellschaft, die sich „Singkranz“ nannte. Daß ich keinen Tanz auslassen dürfe, war ja selbstverständlich, aber neu war mir, daß ich auf keinen Fall mit einem Mädchen zweimal tanzen dürfe, wenn ich nicht sie (und mich!) ins Gerede bringen wolle! Unbedingt müsse ich, möglichst bald, die Frau des Oberamtman-nes auffordern, denn darauf erhebe sie Anspruch, ob sie aber den Tanz gewähren werde, sei keineswegs sicher. Nun, sie hat ihn gewährt, und es ging alles gut. In der Lotterie gewann ich sogar den zweiten Preis: drei lebende Karpfen in einem Kübel mit Wasser! Für den Tag darauf, den Sonntag, war eine Nachfeier angesetzt in einem Nachbarort, der mit der Bahn schnell erreicht werden sollte. Als ich am Vormittag meine ersten Antrittsbesuche machte, wie sie bei allen Familien erforderlich waren, die „zur Gesellschaft“ gehörten, lud mich ein Ehepaar, das mir schon früher bekannt war, ein, mit ihnen bei dem schönen Wetter den Weg zu Fuß zu machen. Ich sagte zu und brachte noch zwei meiner Tischgenossen mit, und wir trafen am Ziele ein, noch ehe die große Menge im Saale abgelegt hatte. Ahnungslos wollten wir sie begrüßen, aber schon ging es los auf das Haupt unseres Verführers: Der Herr Oberpräzeptor, der Herr der Latein-schule, tobte: *er* sei Vorstand des Vereins, *er* habe zu bestimmen, ob man fahre oder gehe, er verbitte sich solche Eigenmächtigkeit! Nun, es gelang den anderen, ihn zu beruhigen, denn sie waren ja alle froh an uns Tänzern. Aber der Eindruck blieb haften und wir hatten Gesprächsstoff, als wir die drei Karpfen gemeinsam verzehrten, und in der gleichen Woche noch einmal, bei Rehleberspatzen, nachdem mir auf der ersten Treibjagd ein Sechserbock zu Schuß gekommen war.

Der aufbrausende Herr der Lateinschule hatte keine Kinder, aber seine Frau besaß einen schönen Hühnerhund mit dem sinnigen Namen „Tell“, den sie sehr verhätschelte („Tellchen, komm zum Öfchen“). – Als zweite Lehrkraft amtierte ein Präzeptor. Neben der Lateinschule war in der Stadt noch eine Realschule unter einem Oberreallehrer, dem ein Reallehrer unterstand. Nun hatte es sich ergeben, daß die Frau des Oberreallehrers mit der des Präzeptors Freundschaft geschlossen hatte, es war also gewissermaßen eine Freundschaft übers Kreuz, denn zwischen den beiden Schulen bestand mehr Eifersucht als Zusammenklang, vor allem zwischen den Frauen der Vorstände. Als nun zu Beginn des Frühjahrs die Frau des Präzeptors von einer Freundin aus dem wärmeren Unterland eine Sendung Kopfsalat erhielt, den es am Ort noch nicht gab, da war es für sie selbstverständlich, davon ihrer Freundin, der Frau Oberreallehrer, abzugeben. Aber das war für die Frau Oberpräzeptor zu viel, das brachte den angesammelten Groll zum Überlaufen. Das sei ganz und gar ungehörig, sei eine Beleidigung, meinte die Frau, wenn die Frau ihres „Untergebenen“ den Überfluß nicht ihr, ihrer „Vorgesetzten“, anbiete, sondern der Frau der Konkurrenz gebe! Ein Wort gab das andere, der Streit zog immer weitere Kreise und nach langem Hin und Her mußte über mehrere Verleumdungsklagen gerichtlich entschieden werden. Aber das war dann schon nach meiner Zeit; das Ende habe ich nicht mehr selbst erlebt.

Vorerst kam der Winter. Mein Zimmer im Gasthof – etwas anderes hatte sich nicht gefunden – lag über einer Einfahrt, dicht am Schweinemarkt, so daß mir das Gequietsche der Ferkel oft den Wecker ersetzte. In der Seitenwand war ein Loch, und ein zweites im Fußboden; für Durchlüftung war also gesorgt. Mehr als sonst üblich mußte es zur „Heimarbeit“ herhalten, denn die Amtsräume bestanden nur aus einem einzigen bescheidenen Zimmer für Beamte, Hilfskräfte und Besucher – schwäbische Sparsamkeit! Man arbeitete noch mit Streusand und mit Oblaten zum Verschließen der gefalteten Schriftstücke, besondere Briefumschläge galten als Luxus; kamen solche an, so wurden sie zu neuer Verwendung umgedreht! An den Abenden saßen wir vier meist zusammen, bald da, bald dort, bald kürzer, bald länger. Aber wir standen unter scharfer Kontrolle, zumal an den Abenden, an denen sich der und jener Verheiratete bei uns einfand. Als infolge einer kurzen Stellvertretung ein Fünfter zu uns kam, der im Hause des Apothekers an der Hauptstraße Unterkunft fand, da erfuhren wir genau, wie eingehend die Herrinnen die

ses und der zwei gegenüberliegenden Häuser über die Hauptstraße hinweg jeden Morgen sich über unseren Lebenswandel unterhielten und von uns oft sehr viel mehr wußten als wir selbst. Wenn der genannte Apotheker sich bei uns einfand, so erschien regelmäßig schon um 9 Uhr das Mädchen (das gab es ja noch!), um ihn zu rufen, da ein Kunde bedient werden müsse, und wenn er, der sich auskannte, nicht sofort aufbrach, kam alsbald die Frau, um ihn heimzuholen.

Unser Tischältester war ein alter Jungeselle, aller Weiblichkeit abhold, woraus er nie ein Hehl machte. Er war nicht wenig überrascht, als eine Frau auf seinem Amtszimmer erschien, die ihm völlig unbekannt war, und ihn mit Vorwürfen überschüttete, weil er ihre Tochter ins Gerede gebracht habe. Das müsse ein Ende finden, er müsse sich erklären, ob er ernste Absichten habe! Der war aus allen Wolken gefallen, denn er kannte die Tochter so wenig wie die Mutter und war sich keinerlei Schuld bewußt. Die Aufklärung fand sich nach langem Hin und Her: Um nicht als unhöflich zu gelten, hatte er sich zur Pflicht gemacht, alle Weiblichkeiten zu grüßen, die werktags einen Hut trugen, denn solcher war Zeichen gehobener Stellung. Nun war ihm seit kurzem auf dem Fußweg von der Wohnung zum Amt regelmäßig ein junges Mädchen begegnet, das den Weg in umgekehrter Richtung ging und einen Hut trug. Dieses hatte er wortlos begrüßt und dadurch in den Augen der Mutter Hoffnungen erweckt, ohne es zu ahnen! Es war gar nicht einfach, diese zu beruhigen, und es traf sich gut, daß bald darauf die längst erbetene Versetzung erfolgte. Sein Nachfolger hatte als Einjähriger in München gedient und war Reserveoffizier im bayrischen Leibregiment, dessen Uniform ein leuchtendes Hellblau war. Das gab, als im Februar des Königs Geburtstag nahte, Anlaß zu einem kühnen Plan der Damen: Man dachte sich aus, wie schön es wäre, diese Farbenpracht zusammen mit der Paradeuniform der Olgagrenadiere (mit weißem Helmbusch!), die ich selbst an diesem Tage anzulegen hatte, in einem „Lebenden Bilde“ zu sehen, in dem wir beide mit gezogenem Degen der Germania huldigend zu Füßen sinken würden. Die Hauptperson, die Germania, war schon in der bejahrten Tochter des Stadtschultheißen gefunden. Daß wir beide dem Gedanken nicht begeistert zustimmten, hat starke Verstimmung verursacht. Aber die Damen mußten sich damit begnügen, uns im Festzug zu bewundern, der nach altem Brauch vom Rathaus zur Kirche ging und später von der Kirche zum Festessen durch die Straßen der ganzen Stadt!

So hatte ich den Unterschied erlebt zwischen der geschichtlich bedeutsamen Stadt mit alter kultureller Tradition im alten Württemberg und der anderen im entlegenen, heute würde man sagen „unterentwickelten“ Landesteil, in die keine Anregung von außen gelangte, kein Vortrag, kein Konzert und dergleichen. Wollte man Abwechslung und Aufregung haben, so mußte man selbst dafür sorgen. Kein Wunder, daß

dieser Drang, durch die wöchentliche Singstunde nicht gestillt, gar seltsame Wege einschlug! Das war in der „guten alten Zeit“, als noch nicht Kino, Radio und Fernsehen überallhin die nämliche „Kultur“ brachten und die Unterschiede auszugleichen suchten. Damals, vor bald 60 Jahren, war es Erlebnis, heute ist es Erinnerung, Erinnerung an eine versunkene Zeit!

Roman einer Brücke

Ist die Eßlinger Pliensaubrücke zu retten?

Die Wünsche des Denkmalschutzes im Widerstreit mit den Forderungen des Verkehrs
Versuch einer Berichterstattung und einer Stellungnahme

Von Harald Hanson

Anläßlich der diesjährigen Tagung des Schwäbischen Heimatbundes in Eßlingen erscheint das nächste Heft der „Schwäbischen Heimat“ als Eßlinger Sondernummer. Da voraussichtlich bis dahin über das Schicksal der Pliensaubrücke entschieden sein wird, bringt bereits dieses Heft den von Professor Hanson erbetenen Beitrag über den zur Zeit noch schwebenden, weite Kreise interessierenden und beunruhigenden Meinungsstreit. Der Verfasser ist als Mitglied der staatlichen Institutionen des Denkmalschutzes und des Denkmalamtes mit den vielschichtigen Fragen und dem derzeitigen Stand der Angelegenheit gründlich vertraut, jedoch bei den zu treffenden Entscheidungen nicht unmittelbar beteiligt, so daß eine unabhängige und unbefangene fachmännische Urteilsbildung erwartet werden kann. Als Architekt und Ordinarius für Baugeschichte der hiesigen Hochschule ist der Verfasser Mitglied einer Architekturabteilung, deren gegenwarts- und wirklichkeitsnahe Lehre bekannt ist. Es wird im nachfolgenden also keinesfalls einer engherzigen Liebe blinder Heimgatümelei das Wort geredet, sondern mit sachlichem Ernst über die Wege nachgedacht, die vielleicht die stark divergierenden Meinungen zusammenführen können – zum Heile der Brücke. Eine Darstellung der vielerlei mit-sprechenden und widerstrebenden Faktoren ist bei aller Beschränkung nicht ohne eine gewisse Ausführlichkeit möglich und auch nicht ohne Hinweise auf manche mit-spielende technische Fragen. Beides möge der Leser um der Sache willen mit gütiger Nachsicht hinnehmen.

Im Schatten der Großstadt, an der Peripherie der Landeshauptstadt, führt – heute nur wenige Autominuten von Stuttgart entfernt – eine einstige freie Reichsstadt mit einer ungleich gewichtigeren Vergangenheit ihr auch in der Gegenwart noch spürbares eigenständiges Leben: das nachbarliche Eßlingen. Durch alle schlimmen Zeitläufte hindurch hat diese alte Stadt, einst ungewöhnlich stark von Mauern und

Türmen umwehrt und beschirmt von einer mit weiten Schenkelmauern schützend ausgreifenden Burg, viel von ihrem Charakter reichsfreier Stadtherlichkeit bewahrt.

Nicht hinwegzudenken aus ihrem historischen Stadtbild ist die staufische Neckarbrücke. Von Anbeginn an und bis heute ist Eßlingen Brückenstadt. Der Brückenschlag über den Neckar war für das städtische Leben durch Jahrhunderte hindurch gleicherweise ein geschichtebestimmender und gestaltbildender Faktor.

Vom Antlitz und Schicksal der Brücke im Wandel der Zeiten, von ihrem gegenwärtigen Existenzkampf und von ihren Rettungsmöglichkeiten soll im folgenden die Rede sein.

Die Pliensaubrücke als historisches Baudenkmal

Unter den wenigen noch erhaltenen Zeugen großartiger Brückendenkmäler im deutschen Volksraum steht die Eßlinger Neckarbrücke ohne jeden Zweifel mit an erster Stelle. Als Brücke aus staufischer Zeit – also aus den besten Jahren der Geschichte der Deutschen und in der schwäbischen Heimat jenes führenden Kaiserhauses – ist sie ein einzigartiges Geschichtsdokument, dem die Ehrfurcht nicht nur der Schwaben, sondern aller Deutschen gehören sollte.

Als technisches Baudenkmal eines rund 700jährigen Alters verdient sie nicht nur die Bewunderung der Baumeister – sehr wohl auch der heutigen Generation –, sondern auch jedes sehenden Laien. Das